



»Ich war ein Täter!«

Bei seiner diesjährigen Klausur geht der Jesuitenorden hart mit sich ins Gericht – hinter verschlossenen Türen **VON PATRICK SCHWARZ**

Als sich die Tür zu der schmucklosen Hauskapelle öffnet, überrascht nur eines – das absolute Schweigen. Wie können 170 Männer eine Stille halten, die tiefer geht als die bloße Abwesenheit von Geräuschen? Was müssen sie dafür beherrschen – 170-mal Konzentration? 170-mal Entspannung? Dies ist ein Orden der Widersprüche. Unbedingte Loyalität zum Papst und kaum verhohlener Widerspruch zu ihm, exzessive Freiheit des Denkens und rigoroser Gehorsam – es gibt kaum ein Extrem, das diese Armee Gottes in den 500 Jahren ihrer Existenz nicht schon repräsentiert. Doch zuletzt stand die »Gesellschaft Jesu« vor allem für eins in der Kritik: ihr Schweigen.

»An die Jesuiten in Deutschland« ist der Brief überschrieben, den sieben Männer namentlich unterzeichnet haben, die als Kinder alle Missbrauchsopfer an Einrichtungen der Jesuiten geworden sind. Worte der Entschuldigung genügen ihnen nicht mehr, aus ihren Zeilen spricht Zorn. »Bisher verweigern Sie sich einer direkten Auseinandersetzung mit den Opfern«, schreiben sie. »Stattdessen verweisen Sie auf die Missbrauchsbeauftragte des Ordens. Die Fragen, die wir an Sie haben, können uns jedoch durch keine Ombudsfrau beantwortet werden.« Es folgen sieben Fragen, die sieben Anklagen sind: »Sind Sie bereit anzuerkennen, dass ...?« – »Ist Ihnen bewusst, dass ...?« – »Verstehen Sie, dass ...?«

In der deutschen Societas Jesu kam Anfang dieses Jahres der Skandal ins Rollen, der sich drei Monate später zur größten Krise der Weltkirche ausgewachsen hat. Am Ausgangspunkt des Skandals aber, dem von Jesuiten betriebenen Canisius-Kolleg in Berlin, erlebte auch die Aufklärung ihre ersten lichten Momente, als der Jesuit Klaus Mertes seine Kirche für sexuellen Missbrauch und Vertuschung radikal angriff. Exzellente im Guten wie im Bösen, sind das die Jesuiten?

Im April 2010 trifft sich der Orden in geheimer Klausur in der Provinz, zum ersten Mal seit dem Skandal. Es ist auch das erste Mal, dass ein Journalist teilnimmt an einer dieser Klausuren, die so vertraulich sind, dass weder Ort noch Existenz der Zusammenkunft bekannt gegeben werden. Hoch oben auf einem Berg findet sie statt, irgendwo in Süddeutschland, wo sich mächtig eine päpstliche Basilika erhebt. Auf den Tischen im Haus wartet die Forderung der Opfer: »Öffnen Sie Ihre Archive!«

Die Archive? »Einfach Akten öffnen geht nicht«, sagt Pater Tobias. »Ich kenne meine Akte nicht einmal selbst«, sagt Pater Erhard. »Meine Akte ist Teil meiner Intimität«, sagt Pater Josef. Schon eine Weile läuft die Diskussion an diesem Morgen, viel Verständnis wurde gezeigt für die Opfer, doch plötzlich mauern selbst aufgeschlossene Patres. Die Forderung nach Öffnung des Archivs trifft sie tief: meine Akte, mein Herz. Und so führt das Ringen mit der Vergangenheit des Missbrauchs die Societas Jesu geradewegs in ihren

zentralen Widerspruch: Warum wagen sie völlige Offenheit miteinander nur bei völliger Geheimhaltung nach außen?

So nämlich begründen die Jesuiten seit je ihre Vertraulichkeit. In festgesetzten Abständen berichten je vier Jesuiten über einen Mitbruder an die Ordensleitung. In der »Gewissensrechnung« soll sich jeder Ordensmann einmal im Jahr dem Pater Provinzial, dem deutschen Oberen, rückhaltlos offenbaren. Das Reden nach innen und das Schweigen nach außen sind mehr als ein Organisationsprinzip – die Jesuiten sehen es als Teil ihres spirituellen Wegs: Vor sich selbst, vor seinen Oberen und letztlich vor Gott soll ein Jesuit zu lesen sein wie ein offenes Buch. Doch wozu die völlige Geheimhaltung nach außen, wenn sie ihren Zweck nach innen so dramatisch verfehlt hat? Wenn die geforderte Offenheit innerhalb des Ordens den Missbrauch nicht aufdecken half?

»Ich bin ein Täter«, sagt Pater Stefan Dartmann, der seit sechs Jahren Pater Provinzial ist. Diesen Satz schlägt er in der Klausur an wie einen Gong: Erst im Nachklang entfaltet er seine Wirkung.

Täter ein. Der Hang zum autoritären Regime, der der Gemeinschaft stets innewohnte, war gerade an sein Ende gekommen. Die weltliche Wende von 68 hatte auch die Jesuiten erfasst. Pater Erhard, heute 76 Jahre alt, beschreibt den Wechsel als eine Umstellung von »einer fast aristokratischen Form von Führung« zu einer moderneren. »Dazwischen lag eine Zone der Unsicherheit.«

Gott in allen Dingen suchen, so lautet das Motto der Jesuiten. Wo aber sucht, wer so denkt, das Böse – erst recht, wenn es aus den eigenen Reihen kam? Kaum einer der Patres von heute wünscht sich die Zeit vor dem großen Aufbruch der sechziger Jahre zurück. Doch die Aufklärung der Missbrauchsfälle ist auch die Aufarbeitung der Schattenseiten von 68 im Orden. Missbrauch mag so ewig sein wie die Kirche, aber er hat immer einen zeitspezifischen Ausdruck. Das Böse ist, wie auch das Gute, konkret.

Pater Bernd, einst viele Jahre Provinzial, ist ein Vertreter jener Generation zwischen den Zeiten: als das alte Regime zwar abgeschafft war, ein neues aber noch nicht griff, als die Aristokratie nicht mehr und die Demokratie noch nicht galt. Von sich sagt er: »Ich habe den Wert von Ver-

nicht so viel anders zugegangen zu sein als am reformpädagogischen Musterinternat: Die Ablehnung des althergebrachten Regimes, das mit autoritärem Missbrauch einhergegangen war, führte zu einer neuen Lockerheit, die antiautoritären Missbrauch hervorbrachte. An die Stelle übergroßer Distanz trat übergroße Nähe, an die Stelle der fatalen Schläge das fatale Streicheln. So habe etwa, heißt es im Orden, der Direktor des Aloisius-Kollegs in Bad Godesberg, Pater S., seine Schule ins Zwielicht einer ästhetisch überhöhten, aber derb missbräuchlichen Atmosphäre des pädagogischen Eros gebracht.

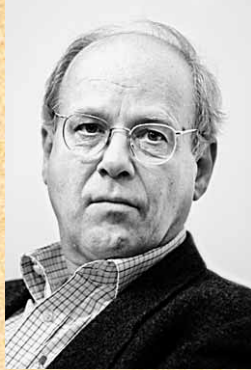
Und wie zum Hohn bestätigt der Orden auf seiner Klausur: Im Rahmen seiner Ausbildung habe der Pater einige Zeit an der Odenwaldschule zugebracht. Damit ist die letzte Mauer zwischen beiden Skandalen durchbrochen, die zwischen konfessionell-katholisch und reformerisch-kulturprotestantisch: Es gab eine Verbindung zwischen beiden Welten des Missbrauchs, sie hieß Pater S., ein Jesuit.

Die Missbraucher mögen profitiert haben vom fehlenden Mut ihrer Oberen zum Befehl. Die machthabenden Vertuschler dagegen konnten sich stützen auf ein Zuviel an Gehorsam ihrer Untergebenen.

»Ich kenne ja die, die da weggeschaut haben«, sagt Pater Erhard. Es geht auf der Klausur auch darum, sich selbst auf die Spur zu kommen. »Die Frage ist nicht: Wieso habe ich weggeschaut?«, sagt Pater Hans Jürgen, Mathematiklehrer am Canisius-Kolleg. »Das ist die Sichtweise der Abwehr.« Vor Jahren wohnte er mit einem der Täter in einem Ordenshaus. Heute sagt er: »Es geht um eine andere Frage: Warum habe ich nicht hingeschaut?« Die größten Vertuschler aber haben die Auseinandersetzung gefallen. »Die früheren Provinzialoberen sind praktisch alle nicht zur Klausur gekommen«, sagt Pater Dartmann, »ich habe allerdings nicht insistiert, denn mein Eindruck war, sie brauchen Zeit.«

Wie viel Zeit muss eigentlich noch vergehen nach all den Jahrzehnten? Die sieben Opfer wollen nun nicht mehr warten. »Um Ihre Antworten zu hören, werden wir Sie zu einem Gespräch an einen Tisch einladen«, so beschließen sie ihren Brief. Dieser Tisch »wird allerdings nicht rund sein«. Klare Kanten, offene Konfrontation, von Angesicht zu Angesicht Opfer und Täter. So fordern es die Ankläger. Als der Orden auseinandergeht, ist noch keine Entscheidung gefallen, ob die Gesellschaft Jesu sich so viel Begegnung mit der Wahrheit zutraut. Und schon warnen die ersten Jesuiten im Umgang mit den Opfern vor dem Hochmut allzu selbstgewisser Reue. »Wir müssen aufpassen, dass wir nicht als Jesuiten wieder die toten Hechte sein wollen«, mahnt Pater Bernd, »jetzt eben als die Musterschüler des Missbrauchs.«

PATER KLAUS MERTES



PATER STEFAN DARTMANN



In 170 Kopien hat die Ordensleitung die Briefe der sieben Ankläger auf jeden Stuhl gelegt. »Ich bin ein Täter« – ist das mehr als eine Metapher? Weil man inzwischen die wenigen Vergewaltigten und die vielen Vertuschler zusammen sehen muss, hat der Missbrauch für die Jesuiten plötzlich das Gesicht von Kollegen, Untergebenen und Vorgesetzten bekommen.

Als Pater Godehard 1977 in die Societas Jesu eintrat, »waren wir ein führungsloser Orden«. Damals traten auch mehrere, heute bekannte

bindlichkeit erst neu entdeckt – für mich und den Orden.« Es gab ein Machtvakuum. Es entsprach nicht dem Geist der Zeit, verdächtige Patres zu kontrollieren oder harte Konsequenzen gegen Missbraucher durchzusetzen. Der Ordensgründer Ignatius von Loyola hätte in seiner militärisch brutalen Sprache wohl gesagt: Es fehlte damals am Mut zum Befehlen.

Der Missbrauch war politisch – und im Musterorden von Gottestreue und Kirchengehorsam scheint es auf erstaunliche Weise

IGNATIUS VON LOYOLA (1491–1556), der Gründer des Jesuitenordens. Gemälde um 1700

DAS IST MIR HEILIG



Bitte viel böser

Warum wir wieder mehr Satire brauchen **VON MAREN KROYMANN**

In den vergangenen Wochen bin ich auf etwas gestoßen, von dem mir gar nicht klar war, dass es mir heilig ist: die Freiheit, Witz zu machen. Das ZDF zeigt gerade Doris Dörries Serie *Klimawechsel*, darin spiele ich eine fiese Frauenärztin, aber leider merken wir an manchen Zuschauerreaktionen: Die verstehen Satire gar nicht mehr! Viele Leute schauen nur noch unter einem

dokumentarischen oder pilcheresk-fiktionalen Blickwinkel, sie nehmen die bösen Gags für bare Münze. Aber Humor bildet eben nicht einfach ab, sondern spitzt zu. Ich finde, scharfe Kritik ist ein demokratisches Grundrecht. Gerade die Mächtigen müssen das ertragen können. Dass der Mut zur Satire schwindet, merkt man vor allem in den Wahlkämpfen: Politische Kritik wird immer milder. Die Parteien behandeln ihre Wähler wie Kunden, die man um keinen Preis verprellen darf, und ihre Spitzenkandidaten sollen am besten nur von Fans umgeben sein. Diese um sich greifende Lobhudelei gibt es auch in meinem Beruf: Kein Zuschauer soll sich bei der Filmpreisvergabe auf den Schlipps getreten fühlen. Es gibt immer mehr Comedy, aber immer weniger präzisen gedanklichen Witz. Ironie gilt als Quotenkiller, weil sie vielleicht nicht von allen verstanden wird. An unseren beliebtesten Komikern wird gelobt, dass sie »nie verletzend« seien. Warum? Was ist so toll an einer Schmunzelgesellschaft? Wir lassen uns coachen, um uns besser zu vermarkten. Psycho-Wellness, Antistress-training, Persönlichkeitsseminare: Immer ist das Ziel pathetische Selbstbejahung. Dieser Zwang zum Positiven ist tödlich, denn er erstickt das Denken. Deshalb funktioniert mein Humor als Kabarettistin oft so, dass ich das Scheinheilige hervorkehre. In einem Sketch über eine alternde Fernsehschönheit sagt die Moderatorin einschmeichelnd zu dem gelifteten Star: Sie sehen so jung aus, weil Sie eben ein ganzheitlicher Mensch sind – bestimmt machen Sie viel Yoga. Die Frau antwortet: Ja, schon. Aber ich bin halt auch geliftet. Moderatorin protestiert: Sie trinken aber auch viel Wasser und meditieren. Der Star reagiert genervt, fast zornig: Jaja, ich meditiere schon, aber ich bin eben auch geliftet, in meinem Alter kriegt man das doch anders gar nicht mehr hin.

Darin sehe ich die Aufgabe des Satirikers: unsere Schwächen zeigen, um uns menschlich dastehen zu lassen. Echter Humor befreit, indem er die Wahrheit ermöglicht, und deshalb ist er mir heilig.

Die Kabarettistin und Schauspielerin Maren Kroymann, geboren 1946, ist für ihren bissigen, lakonischen Stil bekannt. Aktuell spielt sie in dem Kinofilm »Die Frisörin« und der ZDF-Serie »Klimawechsel« (Do., 21 Uhr)

Kampfmythos zu verkommen, zu einem nationalen »Wert«, der die Spirale aus Hass und Verfeindung bloß weitertreibe. Nicht irgendwelche Werte, allein Recht und Gesetz bildeten das Band, das eine moderne Gesellschaft zusammenhalte.

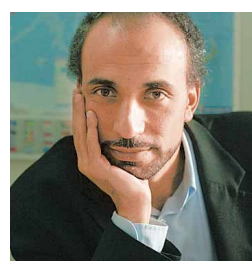
Auch Ramadan predigt seinen Glaubensbrüdern strikten Rechtsgehorsam, auch er weiß, dass Fundamentalismus und Demokratie unvereinbar sind. Deshalb müsse der Islam sich eine andere Geschichte über seine Stellung in der Moderne erzählen, nicht die Geschichte vom Kampf, sondern die von einer multiplen Identität, bei der man sowohl engagierter Bürger eines Gemeinwesens wie auch gläubiges Mitglied einer Religionsgemeinschaft ist. In diesem Sinn gehören Buruma und Ramadan zu einer neuen Avantgarde. Auch sie haben multiple Identitäten, und sie sagen: Muslime, macht es uns nach, versteht euch als Bürger, verlasst die soziale Isolation. Eine grundlose Hoffnung? Eine andere, so hieß es in Groningen, haben wir in Europa nicht.

Wenn es mit der Welt einmal zu Ende geht, so lautet ein Bonmot von Heinrich Heine, dann muss man ins verschlafene Holland auswandern, denn dort passiert alles erst fünfzig Jahre später. Heine hatte recht, aber anders als er dachte. In den Niederlanden gehen die Uhren nämlich nicht nach, sie gehen vor, dort brechen Konflikte auf, die woanders erst in Umrissen zu erkennen sind. Ein Schlüsselkonflikt ist der radikalisierte Islam. Vor sechs Jahren wurde in Amsterdam der Filmemacher Theo van Gogh von einem Muslim auf offener Straße buchstäblich hingerichtet; die aus Somalia stammende Islamkritikerin Ayaan Hirsi Ali hat nach jahrelangen Morddrohungen dem Land zermürbt den Rücken gekehrt. Die Niederlande scheinen tief gespalten: Das »Wir« der Aufgeklärten steht geschlossen gegen die Front der »anderen«. Es ist die Logik der Eskalation.

Wie kann man diesen Teufelskreis der Verfeindung unterbrechen? Das Groninger Lolle-Nautaforum hatte dieser Tage Rat suchend Ian Buruma

Aufklärung zwecklos

Der Radikalreformer Tariq Ramadan redet über den guten Islam **VON THOMAS ASSHEUER**



TARIQ RAMADAN, geboren 1962, Islamwissenschaftler

und Tariq Ramadan in die Universitätsidylle eingeladen, und allein der Umstand, dass so unterschiedliche Denker Seite an Seite auftraten, war eine dramatische Botschaft an die Adresse der zerstrittenen europäischen Intellektuellen. Die Botschaft lautete: Freunde, es ist sinnlos, Muslime zu beschimpfen und sie mit den säkularen Waffen der historischen Aufklärung niederzuringen. Auch wenn man tausendmal im Recht ist – die Muslime erreicht man damit nicht, man nährt nur den Hass und vertieft das Schisma. Stattdessen komme alles darauf an, die europäischen Muslime aus ihrer Isolation zu locken und sie mit der liberalen Demokratie auszusöhnen.

Das sagte nicht nur der Kulturwissenschaftler Ian Buruma, das sagte auch Tariq Ramadan, Schweizer Bürger und Islamwissenschaftler in Oxford, Enkel von Hassan al-Banna, dem Gründer der ägyptischen Muslimbruderschaft und als Intellektueller das, was man gemeinhin »umstritten« nennt. Vor sechs Jahren verbot ihm Präsident Bush die Einreise in die USA, weil er einer Organisation Geld gespendet hatte, die

Beziehungen zu Hamas unterhielt und von der US-Regierung später als terroristisch eingestuft wurde; im Januar hob Außenministerin Hillary Clinton das Verbot wieder auf. Der mildeste Vorwurf gegen Ramadan lautet, er sei ein Wolf im Schafspelz und rede mit gespaltener Zunge. Für die Welt ist er, so schreibt das Blatt im Kulturkampfdeutsch, eine »lächelnde Bombe«.

Aber in Groningen zählte nicht der Verdacht, sondern das Argument, und Ramadans wichtigstes lautete: Jeder Versuch, gläubige Muslime von außen »aufzuklären«, sei zwecklos, weil sie dies als Übergreif verstehen würden, als feindseligen Akt von Ungläubigen. Der Islam müsse sich vielmehr »von innen« reformieren, er müsse aus eigener Kraft, aus seinen eigenen Traditionen eine Antwort auf die Moderne finden. Ian Buruma, der ein eindringliches Buch über den Mord an Theo van Gogh geschrieben hat (*Die Grenzen der Toleranz*, Hanser Verlag), sah es ähnlich. Die Ideale der Aufklärung, sagt er, liefen Gefahr, zu einem westlichen